

GERHARD B. WINKLER

Bartolomé de las Casas

Stimme eines Rufenden in der Wüste?

Der Autor, Professor für Kirchengeschichte an der Kath.-Theol. Fakultät Salzburg, zeigt, wie selbstverständlich die Zeitgenossen des Christoph Columbus das Conquistadorentum empfanden. Auch der Dominikanermönch Las Casas mußte sich erst mühsam zu einer anderen Sicht durchringen. Vordergründig hat er damit nicht viel ausgerichtet. Längerfristig konnte er aber doch einen Prozeß des Umdenkens bewirken, auch wenn dieser noch heute nicht abgeschlossen ist. (Redaktion)

Das Leben

Las Casas¹ wurde 1484 in Sevilla als Sohn eines Bäckers geboren. Er gehörte also einer stadtbürgerlichen Schicht von bildungsfreudigen Aufsteigern an, für die sich in den neuentdeckten Ländern Möglichkeiten boten, zu Ruhm, Standeserhöhung und Reichtum zu gelangen. Im Hause seiner Eltern verkehrte der Genuese Christophoro Colombo, bevor er 1492 zu seiner Entdeckungsfahrt in See stechen konnte. Ein Onkel von Las Casas begleitete Columbus auf seiner zweiten Amerikafahrt. Auch sein Vater suchte sein Glück in Amerika. So wuchs der künftige Missionar und Fürsprecher der Indios in der geradezu hysterischen Entdeckungseuphorie auf, der namhafte Historiker

auch heute noch ihren Tribut zollen, wenn sie von den gigantischen Leistungen der Conquistadoren schreiben, ohne das Leid zu erwähnen, das diese angerichtet haben.²

Für den jungen Lateinschüler von Triana bei Sevilla war das lukrative Abenteuer in der Neuen Welt für viele Zeitgenossen zunächst kein moralisches Problem. Im Gegenteil, hier boten sich nach den Wertvorstellungen der Renaissance-Zeit alle Möglichkeiten der *virtú* und Selbstentfaltung, die zuhause kaum gegeben waren. Dazu kam das Sendungsbewußtsein einer Rasse, die in Jahrhunderte wählender Reconquista von der „Reinheit des Blutes“ (*limpieza de sangre*) und der Sendung Spaniens überzeugt war.

Daß die frühneuzeitliche Ausbeutungsmentalität und Gier nach Gold nicht auf die Menschen der iberischen Halbinsel beschränkt war, zeigte nach 1529 die deutsche Kolonisation in Venezuela, wo das Augsburger Handelshaus der Welser zum Entsetzen Las Casas sehr brutal vorging. Die Entdecker und Conquistadoren galten als Nationalhelden, mehr als die heutigen Raumfahrer. Von ihren Taten fasziniert, fragte auch der junge Las Casas zunächst nicht nach Sinn und Folgen dieser Unter-

¹ Zu den Lebensdaten vgl. A. S. Tibesar, Art. „Las Casas, Bartolomé de“, in: Enc. Brit., Vol. 13, p. 733. Als saubere Kurzdarstellung ist das Büchlein von zwei jungen Dominikanern zu empfehlen: Th. Eggenberger/U. Engel, Bartolomé de Las Casas. Dominikaner – Bischof – Verteidiger der Indios, Mainz 1991. (= Topos TB 207). Da die *Historia general de las Indias* nicht in deutscher Sprache vorliegt, mag folgendes gut geschriebene Buch nützlich sein, dessen reiche Quellenzitate zu zwei Dritteln aus der *Historia* entnommen sind: M. Neumann, Las Casas. Die unglaubliche Geschichte von der Entdeckung der Neuen Welt, Freiburg/Br. 1990. Vgl. auch das ganze dritte Heft der Int. kath. Zs. 20 (1991), S. 195–219. Die Gesamtproblematik, der sich Las Casas gegenübergestellt sah, wurde mit großer dichterischer Kraft aufgezeigt von Reinhold Schneider in seinem „Las Casas vor Karl V.“ (1938).

² R. Konetzke, Überseeische Entdeckungen und Eroberungen, in: Propyl. Weltg., Bd. 6, Berlin 1964, S. 535–634 fand ich äußerst hilfreich zum Verständnis der seltsamen Conquistadoren-Mentalität. Aber ich suchte vergebens nach Zahlen über die Opfer, obwohl oder vielleicht auch gerade weil sich der Verfasser vor Ideologisierung seines Gegenstandes hüten will.

nehmungen. Diese Herren wie der erste Gouverneur in Hispañola (heute Haiti), nämlich Nicolás de Ovando, waren oft imponierende Persönlichkeiten. Las Casas hatte unter ihm von 1502–1512 gedient und sich unter seiner Förderung bereichert. Auch in späteren Jahren versagte er ihm seine Zuneigung und Bewunderung nicht. Seine Gefühle waren kennzeichnend für die Gespaltenheit jener Generation: Er sagte später Ovando nach, er habe für die Spanier eine vorzügliche Politik gemacht. Für die Eingeborenen sei aber seine Verwaltung eine Katastrophe gewesen. Der kaum Zwanzigjährige bewährte sich in der Betreuung eines Gutsbesitzes (seiner *Encomienda*), dem Indios als Leibeigene „zuteilt“ waren. Man nannte das System *repartimiento*. In Rom ließ sich Las Casas 1508 zum Priester weihen. Seine Primiz beging er auf seiner Farm, wo er zur Feier des Anlasses selbstgefertigte Goldmünzen, deren Material ihm die Indios geschürft und aus den Bächen gewaschen hatten, austeilen ließ.

Ein Sinneswandel bahnte sich an, als Las Casas als Feldkaplan in Kuba ein irrationales Gemetzel an unbewaffneten Indios nicht verhindern konnte. Im Advent 1511 hatte eine Menschenrechtspredigt des Dominikaners Antonio Montesino die herrschende Schicht der Karibik aus ihrer Selbstgefälligkeit aufgeschreckt. In dieser Zeit verweigerte ein Dominikanerbeichtvater dem geistlichen Landbesitzer die Absolution.³ In der Pfingstpredigt des Jahres 1514 erklärte Las Casas feierlich unter dem Protest seiner Gönner den Verzicht auf seine „Kommende“ und nahm Kontakt mit den Dominikanern auf, die bereits versucht hatten, Reduktionen für die Indios einzurichten. 1515 fuhr er erstmals nach Spanien, um bei Hof für die Indios zu intervenieren. Der Regent Kardinal Ximénes unterstützte Las Casas und

schickte eine Untersuchungskommission nach Amerika. Deren Ergebnisse und empfohlene Maßnahmen befriedigten ihn jedoch nicht. Es zeigte sich in der zum Kompromiß geneigten Politik der Regierungskommission nicht nur der böse Wille der spanischen Krone, sondern bereits das Dilemma einer politisch verfahrenen Situation. Die ursprünglich von der Königin Isabella beabsichtigte freie Vasallenschaft der Indios war nicht mehr durchführbar, ohne das gesamte bestehende Wirtschaftssystem in Frage zu stellen.

Ideell sahen die Dominikaner und Las Casas richtig: Das Schicksal der Indios konnte nur erleichtert werden durch Reservate und völlige Entlassung aus der Leibeigenschaft. Beide lieferten aber den Gegnern dieser Befreiungspolitik nur Argumente aus einer erfolglosen Praxis.

Die Dominikaner waren mit ihren Reservaten nicht so erfolgreich wie später die Jesuiten. Las Casas wurden freie Güter angeboten ohne „Zuteilung“ von Indiosklaven. Sein Experiment in Venezuela scheiterte in der Praxis u. a. an einer Revolte der Indios.

Las Casas mußte 1521 bei den Dominikanern Zuflucht nehmen. Vier Jahre zuvor waren auch seine Verhandlungen mit Kardinal Ximénes gescheitert, der ihn noch mit „Protector und Defensor der Indios“ titulierte hatte. 1522 trat Las Casas in Santo Domingo in Hispañola in den Dominikanerorden ein. Jetzt widmete er sich der geschichtlichen Bewältigung seines Lebensproblems. Wie ein guter Historiker verurteilte er nicht. Er fragte eher wie ein Alexander Solschenizyn, wie es trotz unbestrittener menschlicher Qualitäten, ja Größe zu diesen fürchterlichen Verbrechen kommen hatte können. Immer wieder kämpfte er mit seinen Dominikanern um neue politische und gesetzliche Ver-

³ R. Konezke, ebd., 557. T. Eggenesperger/U. Engel, Casas aaO., 56–59.

besserungen. Kaiser Karl V. wies den Dominikanern größere Reservate zur Betreuung zu. 1537 unterzeichnete Papst Paul III. die Menschenrechtsbulle *Sublimis Deus*,⁴ nach der die Versklavung der Indios unter Exkommunikation verboten sein sollte. Unter spanischem Druck nahm er jedoch ein Jahr später das Dokument wieder zurück. Der Kaiser erließ 1542 die „Neuen Gesetze“ zur Befreiung der Indios, die er aber auch auf massiven Protest der Kolonien wieder zurücknehmen mußte.

Die Scham über die Realitäten und die praktische Unfähigkeit, eine völlig neue Situation zu schaffen, kennzeichnet diese Periode. Kaiser Karl V. machte 1543 als König von Spanien Las Casas noch zum Bischof von Chiapa in Guatemala, aber schon 1546 resignierte dieser und verließ seine Diözese. 1547 zog er sich nach Spanien zurück. In Madrid starb er am 18. Juli 1566, nachdem er übrigens auch noch ein Buch über den gerechten Krieg geschrieben und seinen früheren Vorschlag, „kriegsgefangene“ Negerklaven anstelle seiner geschundenen Indios für die Plantagenarbeit einzusetzen, als Irrtum tief be-reut hatte.⁵

Las Casas und sein „Erfolg“

Der „Protector der Indios“ war zu Lebzeiten ein Mann der Kontroverse; kontroversiell ist er bis zum heutigen Tag geblieben. Dabei wird man heute die Meinung jener nicht mehr zu ernst nehmen, die behaupten, der eifernde Priester und Dominikaner habe durch seine Geschichtswerke die Ehre Spaniens befleckt. Mit mehr Recht könnte man sagen, er habe als Stimme eines Rufenden mit seinen Dominikaner-

brüdern die Ehre Spaniens gerettet. Aber das Problem besteht darin, daß er – ähnlich wie ein Plato mit seinen Staatsutopien – in der Praxis auf allen Ebenen offensichtlich gescheitert ist. Sein Versuch einer gewaltlosen Bekehrungsarbeit wurde nicht verstanden und führte nur zu Gewalttat und Blutvergießen. Seine, auch von der Krone unterstützte Idee von Indios als freien Untertanen des spanischen König-tums blieb eine Utopie.

Auch vermochte er das Massensterben nicht zu verhindern. Er konnte nur mehr erschreckende Zahlen berichten. Wenn man heute von 100 Millionen direkt oder indirekt getöteter Indios hört, hält man das zunächst für böswillige Agitation. Aber bei näherem Zusehen und Lektüre der *Historia* zeigt sich, daß die Zahlen durchaus realistisch sind. Es ist nicht anzunehmen, daß der Historiograph Las Casas durch einen orientalischen Zahlenbegriff seine Leser beeindrucken wollte. So erzählt er von einer Million Ureinwohnern der kleinen Karibikinsel Hispañola, von denen nach einer Generation kaum 15 % übriggeblieben waren. Immer wieder sprach er in Spanien von den 7000 Kindern, die auf Kuba zugrunde gegangen seien, als er sich dort aufhielt.⁶ Er spricht in der *Historia* von 80 Millionen, die in einer Generation auf 15 reduziert worden seien. Die Zahlen verlieren kaum an Schrecken, wenn man darauf hinweist, daß, trotz aller Massaker und Hinrichtungen, von der genannten Zahl nur ein minimaler Prozentsatz durch Degen, Spieße und Feuerwaffen umgekommen ist. Die Mehrzahl ging durch die Bedrückung, die Vernichtung der alten Ressourcen und durch Seuchen, vor allem die Blattern, für die körpere-

⁴ T. Eggenesperger/U. Engel, ebd., 143; L. Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 5 (Paul III. 1534–1549), Freiburg/Br.* 1925, 719–721: 29. Mai 1537 an den Erzbischof von Toledo. Breve 29. Juni 1547 an Karl V. über die milde Behandlung der Heiden, die für das Christentum gewonnen werden sollten. M. Neumann, Casas, aaO., 166–168.

⁵ M. Neumann, Casas, aaO., 91–94 („Negerhandel“).

⁶ Ebd., 53, 33 u. a., zit. *Historia* 2, 222f; 2, 98b.

gene Abwehrstoffe fehlten, zugrunde. Den Conquistadores fehlte die Quarantäne. Sie waren zunächst oft wie die reinen Toren in eine biologische wie kulturelle Nische eingebrochen, wo sie bald auch aus Aggressionslust, Enthemmung und Angst mordeten. Es war aber auch Dummheit und Unvermögen, das angeordnete Unheil zu verstehen, dem die Indios in Massen zum Opfer fielen. Es war demnach wohl keine Schönfärberei, eher sachgemäß beschrieben, wenn der Historiograph vom „ungeheuren Unglück und Verhängnis“ sprach, welches die Eingeborenen getroffen habe.

Als sichtbarer Erfolg blieb dem Propheten, allerdings auch nur längerfristig, daß durch seine Hartnäckigkeit denkerisch Entscheidendes ins Rollen kam. So hat sein Mitbruder, der Dominikaner Francisco de Vitoria⁷ unter dem Eindruck des Dominikanerprotestes und der Bemühungen Las Casas seine Menschenrechtslehre entworfen, die dann um 1600 durch den holländischen Protestant Hugo Grotius zum festen Bestand aufgeklärten neuzeitlichen Denkens wurde.

Schuldhafte Bewußtseinsverengung als Folge der Erbsünde?

Las Casas war überzeugt, daß das Unheil, das seine Landsleute angerichtet hatten, nicht nur durch individuelles verbrecherisches Verhalten verursacht war. Er wußte, daß es auch Verstrickungen des Geistes gab, philosophische und theologische Mißkonzeptionen, in deren Windschatten sich Gefühlslosigkeit, menschliche Gier und Mordlust ungehemmt austoben

konnten. Die Entlarvung dieser gefährlichen ideologischen Masken machte sich der Dominikanerbischof, vor allem nach seiner Resignation, zur Aufgabe, und sie war wohl das bleibende Verdienst des äußerlich erfolglosen christlichen „Aufklärers“.

Vielleicht mag es für den wissensstolzen Menschen beschämend wirken, daß die großen, von Menschen durch Krieg und Eroberung verursachten Katastrophen zunächst auch durch fragwürdige Ideen begründet, motiviert und gerechtfertigt wurden.

Der aus Benin stammende afrikanische Theologe Aboukounou konnte in seiner Regensburger Doktorarbeit überzeugend zeigen, daß die Kolonisation des 19. Jahrhunderts nicht ohne die Philosophie Friedrich Hegels und die Staatsideen, die sie repräsentierte, zustande gekommen wäre.⁸ Las Casas hatte nicht nur gegen läppische Aristotelesinterpretationen wie den königlichen Beichtvater Bernardo de Mesa OP zu argumentieren, der räsionierte, daß es nach Aristoteles „Skaven von Natur aus“ gäbe.⁹ Solch deterministische Ideologien eigneten sich prächtig zur Beruhigung über das strukturelle Böse wie die Sklaverei, die auch im christlichen Mittelalter nie völlig außer Übung gekommen war.¹⁰ Mit ähnlichen Theoremata hielt man die Juden in „ewiger Schuldknechtschaft“. Diese Ideen wirkten besonders verführerisch auf eine Renaissancegesellschaft, die ohnedies durch Individualismus, Kraftmeierei, Erfolgsstreben und Sendungsbewußtsein gekennzeichnet war.

⁷ A. García y García, Die Herausforderung der Neuen Welt und die Vordenker Francisco de Vitorias, in: *Int. kath. Zs.* 20 (1991), 204–213. P. Chaunu, Francisco de Vitoria und die Entdeckung Amerikas, in: ebd., 195–203.

⁸ B. Aboukounou, *Jalons pur une théologie africaine. Essai d'une herméneutique chrétienne du Vodum dahoméen*, 2 Bde, Paris 1980, 54, 66, 71, 79f, 85, 120, 163, 183, 197ff, 205, 207, 226, 242, 250ff, 302, 306; II – 153.

⁹ N. Neumann, Casas, aaO., 79, 61, 62 u. a. *Historia* 2, 198b.

¹⁰ Vgl. den sehr lehrreichen Unterabschnitt über den Sklavenhandel im Mittelalter bei R. Konetzke, *Entdeckungen*, aaO., 555–558.

Die Versuchung einer vermeintlichen Rationalität: Begründung der Kolonisation durch Thomas Morus

Selbst einer der größten Geister des 16. Jahrhunderts, nämlich Thomas Morus, hatte auf platonischer Basis^{10a} in seiner *Utopia* (1514) wenigstens als Denkmodell vorgestellt, daß die Utopier, wenn sie bei der Propagierung ihrer vernünftigen Lebensweise auf unvernünftigen Widerstand von seiten der Barbaren stießen, diesen auch durch gewaltsame Landnahme brechen dürften:

„Sollte die Bevölkerung der Insel über das gebührende Maß anwachsen, dann bestellen sie Bürger aus jeder Stadt. Diese gründen eine Kolonie auf dem nächstgelegenen Festland, wo die Eingeborenen Land unbewohnt und unkultiviert lassen. Sie gestatten den Eingeborenen, wenn sie wollen, mit ihnen zusammenzuwohnen. Wenn solch eine Vereinigung stattfindet, wachsen die beiden Teile leicht und allmählich zusammen und übernehmen die gleiche Lebensweise und die gleichen Bräuche zum großen Nutzen beider Völker. Durch ihre Maßnahmen reicht das Land für beide Teile, obwohl es vorher für die Eingeborenen arm und unfruchtbar war.“

So weit klingt die Argumentation von der Kolonisation der Utopier vernünftig und überzeugend. Doch dann folgt der Pferdefuß:

„Die Bewohner, welche sich weigerten, nach ihren Gesetzen zu leben, die vertrieben sie aus dem Land, das sie sich selbst ausersehen hatten. Gegen die, die sich widersetzen, führten sie Krieg (*adversus repugnantes bello configunt*). Denn das hielten sie für den allgerechtesten Kriegsgrund, wenn ein Volk, das seinen Boden nicht nützt, ihn vielmehr brach und wüst liegen läßt, trotzdem anderen verbietet, diesen zu nutzen und zu besitzen, obwohl sie nach dem Naturrecht (*ex naturae praescripto*) einen Anspruch auf Unterhalt hätten.“¹¹

Nebenbei gesagt, ein Onkel von Thomas More war einer der ersten Kolonisten in Nordamerika gewesen.

Hier wurde eine folgenreiche Entscheidung prinzipieller Art getroffen. Bloße Handelsstationen, wie sie ursprünglich auch von der Königin Isabella geplant waren, hätten kaum Konflikte mit den Eingeborenen hervorgerufen, wie das Beispiel der französischen Pelztierjäger und Händler in Nordamerika zeigt.

Die Dominikaner Las Casas, Paz, Soto und Bañez, um nur einige zu nennen, mußten sich mit der verlockenden Theologie auseinandersetzen, die ganze Welt gehöre der Menschheit als Gemeinschaftsbesitz und könne daher nach Belieben aufgeteilt werden.

Mißverständnis des Missionsgedankens

Las Casas mußte auch gegen eine falsche Missionskonzeption ankämpfen. Wir konnten schon bei More sehen, daß mit der Möglichkeit der Gewaltanwendung im Bekehrungswerk gespielt wurde. Der sokratische Platoniker glaubt, daß der Mensch letztlich überzeugenden Vernunftsgründen folgen würde, ja müsse. Schließlich wäre es bei aller Toleranz unverzeihlich und gefährlich, wenn Menschen der Vernunftbegründung nicht folgten. Dieses Gedankengut der vernünftigen Glaubens- und Missionsbegründung war seit den Tagen des Franziskanertertiären Ramon Lull und des Philosophen Nikolaus von Kues allgemein bekannt.¹²

Dazu kam damals eine theologische Vorstellung von systemimmanenter Logik, der wir heute schwer folgen können, die aber noch für die Menschen der Renaissance selbstverständlich war. Es war die volkstümliche Überzeugung, daß ein Heide oder Ketzer einfach zur Hölle fahren würde, wenn er sich nicht zum Glau-

^{10a} Politeia 2, 375B – E, Nomoi 4, 707E–708D; 5, 735E–736C.

¹¹ The Complete Works of St. Thomas More, Ed. E. Surtz, J. H. Hexter, Vol. 4 (*Utopia*), Jale 1965, 5, 136f, 415f.

¹² Lull entwickelte einen „Katechismus“ zur Bekehrung der Muslime. In seiner Nachfolge schrieb Cusanus mit ähnlichen Zielen die *Cribratio Alchorani*.

ben bekehrte. Man glaubte noch so handgreiflich an Himmel und Hölle, daß man sich ganz einfältig sagte, lieber ein bißchen Freiheitsentzug, etwas Sklaverei, ja vielleicht sogar Mißhandlung und Tod in dieser Welt, dafür aber ewige Freuden anstelle ewiger Qualen. Ähnliche Vorstellungen stellten immer noch den Missionsantrieb auch eines Weltmissionärs vom Format des hl. Franz Xaver dar. Ihm ging es darum, möglichst viele Tausende zu taufen, um sie dadurch vor der Hölle zu bewahren.¹³

Richard Konetzke¹⁴ verwies in seinen Ausführungen über die mittelalterliche und frühneuzeitliche Sklaverei auf diesen Umstand. Noch im Alter bekam unser Streiter für die Menschenrechte vom König vier Negersklaven geschenkt, worüber er sich offensichtlich freute.¹⁵ Noch überzeugte der Gedanke, daß diese Opfer brutalen Menschenraubs und vermeintlich „gerechter Kriege“ ja dafür die einzigartige Chance des Himmels bekämen.

Die spanischen Könige hatten das Missionsvikariat inne, d. h. ihnen wurde das Recht und die Pflicht zur Organisation des Missionswerkes übertragen. Es gab damals praktisch keine missionarische Strukturmaßnahme (hinsichtlich Missionspersonal, Kirchengründung, Bischofsernennung u. a.), die nicht vom Monarchen und seinen Räten angeordnet war. Das heißt aber auch, daß die Christianisierung nicht nur heuchlerischer Vorwand für eine Eroberungspolitik, sondern vielfach ehrlich gemeintes Anliegen war. Kolumbus träumte z. B. noch davon, daß ihn seine Westpassage schließlich auf dem Rückweg nach Jerusalem führen würde, das zu befreien einem iberischen Hidalgo gut anstünde. Matias de Pas OP, einer der

großen Fürsprecher der Rechte der Indios,¹⁶ schrieb dessen ungeachtet in einem Gutachten über die Herrschaft des Königs von Spanien bei den Indios: Diese sei in dem Recht begründet, „den Glauben zu verbreiten“.

Zusammenfassend bedeutet das, daß Las Casas zwar äußerlich erfolglos gestritten hat. Seine unermüdliche Auseinandersetzung darf aber als Aufklärungsarbeit aufgefaßt werden, die langfristig Früchte trug. Denn die Unbrauchbarkeit der oben besprochenen rationalistischen Theoreme, gewalttätigen Utopien und banalen Theologumena konnte nur durch wiederholte Analyse der grausamen Wirklichkeit erwiesen werden. Der Satz der Bibel „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“ mußte im Detail durchexerziert werden. Für ein Zeugnis dieser Art waren die christliche Erfolglosigkeit und der Schmerz die angemessene Weise der Wirksamkeit.

Der Sündenfall mit den *Encomiendas*

Die Bettelorden waren im 13. Jahrhundert mit der Absage an den Pfründenbesitz angetreten. Daher versuchten sie, eine neue Form der kirchlichen Armut vorzuleben. Es ist daher kein Zufall, daß der Dominikaner Fray Antón Montesino am vierten Adventsonntag 1511 in einer programmatischen Predigt den Besitzern der spanischen „Kommenden“, der *Encomiendas*, einer Art weltlicher Pfründen, die Verweigerung der Absolution androhte. Wir wissen bereits, daß diese Verweigerung Las Casas zum Umdenken brachte.

An sich handelte es sich bei den *Kommenden* um eine Wirtschaftsform, die sich in Europa bis zur Bauernbefreiung des 19. Jahrhunderts hielt. Nach diesem System

¹³ H. Tüchle, Neuer missionarischer Einsatz. Franz Xaver, in: Geschichte der Kirche (hg. H. J. Rogier u. a.), Bd. 3, Einsiedeln 1965, 238–240, 240–242.

¹⁴ R. Konetzke, Entdeckungen, aaO., 555–558.

¹⁵ M. Neumann, Casas, aaO., 89.

¹⁶ Ebd., 62.

gehörten zu Gutshöfen und Wirtschaftskörpern auch die entsprechenden Bauern als Untertanen (früher auch als Leibeigene). Sie hatten in schon aufgeklärterer Zeit an die Grundherren noch den Zehent, d. h. Naturalabgaben bzw. Steuern zu entrichten und Robot zu leisten. Prinzipiell waren die westindischen *Encomiendas* nichts anderes. Doch gab es einen wesentlichen Unterschied, der durch die Historie bedingt war: Das mittelalterliche System in der Alten Welt konnte auf eine tausendjährige Tradition zurückblicken, bei der sich Regeln eingespielt hatten, sodaß das System insgesamt funktionierte. Die Untertanen zahlten eben ihre Steuern nicht direkt an den „Staat“, sondern an die Grundherren, die zu den „Ständen“ gehörten. Vielfach hatten sich auch freie Bauern mehr oder weniger freiwillig in das Untertanenverhältnis begeben, um von der Heerfolge befreit zu sein und Rechtsschutz zu genießen. Das Verführerische an den westindischen *Encomiendas* bestand nun gerade darin, daß die Nutznießer ihr Ausbeutungssystem durch die vermeintliche Gleichheit mit dem europäischen Lehen-, Pfründen- und Zehentwesen *quasi* als legitimiert betrachteten. Das westindische System unterschied sich vom europäischen durch den vollen Geschichts- und Kulturbruch, damit durch eine völlige Traditionslosigkeit, Entwurzelung der Bevölkerung und einen gewalttätigen Neuanfang *more geometrico*. In Wirklichkeit wurden die Indios wie Sklaven eingefangen und unter erbärmlichen Bedingungen als Leibeigene gehalten in einer Zeit, in der die strenge Leibeigenschaft nur mehr in Osteuropa existierte und das ganze Untertanensystem bereits seit den Bauernkriegen in Frage gestellt war. Im Aztekenreich und bei den Inkas war zwar auch die Mehrzahl der Bevölkerung versklavt gewesen. Deshalb wurden die Conquistadores zunächst sogar als Befreier begrüßt. Aber

die neue Sklaverei bewirkte, nach Las Casas, noch zusätzlich die totale Verwüstung des Landes und führte aus den verschiedenen genannten Gründen zu einem neuen Völkermord.

Zusammenfassung

Abschließend sei die Frage gestattet, ob Las Casas ein Prophet gewesen ist, und wenn, welche seiner Aussagen Gültigkeit hatten und haben.

Der Historiker und Zeuge Las Casas mag sich im einzelnen geirrt und manche Vorfälle übertrieben und manche Verhältnisse in ihrer ganzen Komplexität nicht so durchschaut haben, wie das heute möglich ist. Aber eines hat er mit seinem ohnmächtigen Protest sicher erfaßt, nämlich daß die westindischen Greuel seiner Zeit nur Symptom einer Gigantomanie waren, die im Zeitalter der Renaissance und der Reformation in der westlichen Christenheit einsetzte und einen neuen Menschen und eine neue Gesellschaft begründete, die uns heute noch zu schaffen macht. Im Mittelalter hieß es: „Non plus ultra“, d. h. der Mensch beschränkte sich auf die Grenzen seines Kontinents. Die Unendlichkeit des düsteren Meeres jenseits der Hesperiden galt als Tabu. Las Casas und seine Zeitgenossen brachen dieses Tabu. Das war gewissermaßen auch eine philosophische Tathandlung. Sie fuhren als Menschen der Renaissance ins „Unendliche“. Sie trugen alle etwas vom unersättlichen Doktor Faust, jener fast mythischen Symbolgestalt der beginnenden Neuzeit, in sich. Die Goldgier allein erklärt das Weltphänomen nicht. Es war vielmehr ein neues faustisches Streben, durch das sich die Conquistadoren in schwere Schuld verstrickten. Las Casas schrieb, die Schuld sei so unerhört, daß der Fluch nicht mehr von den Tätern genommen werden könne. Das war keine historische, sondern eine prophetische Betrachtungsweise.

Richtig ist an dieser Äußerung, daß das überseeische Gold den Spaniern kein Glück brachte. Möglicherweise war das schuldhaft zusammengeraffte Gold sogar eine der Ursachen für eine gesamteuropäische Krise, die die Unruhen der Reformationszeit mitbedingten.

Kaiser Karl V. und König Philipp II. von Spanien, in deren Reich „die Sonne nicht unterging“, waren ja nicht beliebige Staatsmänner. Das gleiche gilt für ihre bedeutenden Räte und Minister. Umso prinzipieller war das Gewicht der Anklagen von Las Casas. Er machte geradezu mit einem barocken Verfremdungseffekt klar, wie nichtig und schuldbeladen der Glanz der neuzeitlichen Weltreiche eigentlich war. Man wird sagen können, daß Las Casas keine vordergründige oder gar anarchische Gesellschaftskritik betrieb. Er versuchte nach Art eines Hofjesuiten in der Nähe der Monarchen zu wirken, um auf die Gesetzgebung Einfluß zu nehmen. Er mußte es jedoch erleben, daß Päpste ihre geistlichen Schutzdokumente und Kaiser ihre toleranten Gesetze für die Indios wegen äußerer Zwänge wieder zurücknehmen mußten. Das westindische Drama war demnach in seiner Sicht nicht nur das

Werk ausgemachter Bösewichter, sondern auch das tragische Ergebnis menschlicher Unzulänglichkeit, Beschränktheit, mangelnder Einsicht und auch verbrecherischer Dummheit.

Doch die äußere Ohnmacht von Las Casas hat einen Aufklärungsvorgang gegen einen platten Rationalismus in der scholastischen Gesellschaftslehre und gegen Engführungen in der Missionstheologie eingeleitet. Am Ende dieser geistesgeschichtlichen Entwicklung stand die neuzeitliche Lehre von den Menschenrechten, die zwar auch nicht die Greuel dieses Jahrhunderts hintanzuhalten vermochte, aber immerhin das schlechte Gewissen der Menschheit bis heute wach hält.

Wäre Las Casas vordergründig „erfolgreich“ gewesen, wäre vielleicht tausendfaches Leid verhindert worden. Man möchte sich das wünschen. Aber vielleicht hat gerade die „Verwüstung“ Westindiens zumindest einigen denkenden Menschen die Hohlheit damaliger Ideen bewußt gemacht. Es konnte so nicht weiter gehen. Das Schwärmen von der „Reinheit des Blutes“ und vom Übermenschentum mußte sich *ad absurdum* führen.

Franziska C. Rehbein SSps, Heil in Christentum und afrobrasilianischen Kulturen. Ein Vergleich am Beispiel des Candomblé.

XXIII/214 S., kart., DM 28.–

ISBN 3-923946-13-9

Die Verfasserin beschäftigt sich mit dem Phänomen, daß ein Großteil der brasilianischen Katholiken afrikanischer Herkunft zugleich der Religion ihrer Väter anhängen und so in einem vielgestaltigen Synkretismus leben. Dieses Problem der Missions- und Pastoralarbeit der Kirche zu lösen, setzt einmal die Kenntnis der eher verdeckt gelebten Religiosität voraus, zum anderen die Darlegung der christlichen Heilserwartung im Gegenüber zu den afro-brasilianischen Kulturen.

Verlag Norbert M. Borengässer * Am Tempelhof 6 * D-5305 Alfter